

»Jedes fremduntergebrachte Kind braucht ein Narrativ!« Wie Biografiearbeit helfen kann, Lebenserzählungen zu schreiben

Birgit Lattschar, Dackenheim

Welche Geschichten können Kinder erzählen, die nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen? Wie können die Gründe dafür altersgerecht erklärt werden? Was gilt es dabei zu bedenken? Dieser Artikel erläutert, warum Biografiearbeit vor allem für fremdplatzierte Kinder wichtig ist und wie auch Eltern einbezogen werden können, um Kindern eine sinnstiftende Erzählung zur Verfügung zu stellen, die sie verstehen und weitererzählen können.



Foto: Vinicius »amnx« Amano / unsplash

1. Einleitung

Die Kiste mit den Fotos steht in Mathildas Zimmer. Die Zwölfjährige kramt immer wieder gern darin. Ist der Typ mit den langen Haaren wirk-

lich Papa? Wer ist der große Mann da auf der Hochzeitsgesellschaft? Und Oma und Opa haben wirklich merkwürdige Klamotten an!

Zu wissen, woher man kommt und wem man ähnelt, ist für die meisten Menschen selbstverständlich. Oft nimmt man entsprechende Informationen aber nur nebenbei oder unbewusst auf. »Du hast gerade das gleiche schelmische Grinsen wie dein Vater, wenn er meine Kekse stibitzt!« Aha, kurz drüber gelacht, Information abgespeichert – und weiter geht's im Alltag.

Fremdplatzierten Kindern fehlen solche alltäglichen Gelegenheiten, mehr über die eigene Geschichte zu erfahren. Zudem sind ihre Familiengeschichten oft mit Scham oder Trauer belegt. Ein Kind, das in einer Wohngruppe oder bei Pflege- oder Adoptiveltern lebt, weicht von der Norm ab – und häufig ging dem eine Krise oder familiäre Belastung voraus. Umso wichtiger ist es, Biografiearbeit als sozialarbeiterische Methode in den Hilfen zur Erziehung fest zu platzieren! Denn nur, wer sich seiner selbst und seiner Wurzeln bewusst ist, kann selbstbestimmt durchs Leben gehen. Dafür braucht es ein stimmiges biografisches Narrativ.

2. Was durch Löcher und Lücken in der Biografie entstehen kann

Der Begriff Identität kommt aus dem Lateinischen (*idem*) und bedeutet »derselbe«. Mit sich identisch zu sein bedeutet einerseits: »Ich bin derselbe wie bisher« im Sinne von Erik Eriksons »Kontinuität des Ich« (Erikson 1968, S. 256 in Wiemann 2011) und andererseits auch »Ich bin derselbe wie mein Vater, dieselbe wie meine Mutter oder meine Großmutter oder meine Tan-

te«. Dementsprechend hat das zugehörige Verb »identifizieren« die Bedeutung von »wiedererkennen, übereinstimmen«. Kinder definieren sich als Teil ihrer Eltern und überprüfen immer wieder, ob sie ihnen ähnlich sind, in welchen Eigenschaften sie ihnen gleichen und in welchen nicht. Für die meisten Kinder ist dieses Wiedererkennen von Eigenschaften und Merkmalen einfach, weil sie bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen, weil ihnen immer wieder davon erzählt wird und sie darauf hingewiesen werden. Das gibt ihnen Sicherheit und Stabilität.

Fremdplatzierte Kinder und Jugendliche haben oft wenige, negative oder widersprüchliche Informationen über die eigene Lebensgeschichte oder Familie. Manchmal fehlen sie ganz, wie bei Kindern, die anonym geboren oder in die Babyklappe gelegt wurden. Das lässt Raum für Fantasien, die dramatischer sein können als die Realität.

»Kohärenz wird über Geschichten konstruiert!« (Keupp et al. 1999). Durch die Beschreibung der eigenen Biografie, das Erzählen und Wiedererzählen wird diese aktiv gestaltet und erhält Sinn.

Kinder benötigen ein stimmiges biografisches Narrativ, eine Lebenserzählung, die ihnen ihre Geschichte erklärt, sodass sie sie verstehen können. Dazu brauchen sie Antworten auf wichtige Lebensfragen wie etwa »Wer sind meine (leiblichen) Eltern?«, »Warum wurde ich zur Adoption oder in Pflege gegeben?«, »Warum bin ich im Heim? Und für wie lange?«, »Wer sind meine Eltern?«, »Bin ich schuld daran, dass ich aus der Familie wegmusste?«, »Was ist mit mir passiert?«.

Der Traumaspezialist Andreas Maercker (2013) benennt die Erzählbarkeit von Lebenskrisen als wichtiges Zwischenglied bei der Verarbeitung. Das Erlebte und Durchgemachte zu erzählen ist ein Schlüssel dafür. Dazu benötigen Kinder Sprachvorbilder, die sich trauen, auch Schweres in Worte zu fassen und dem Kind damit eine (erste) Lebenserzählung geben.

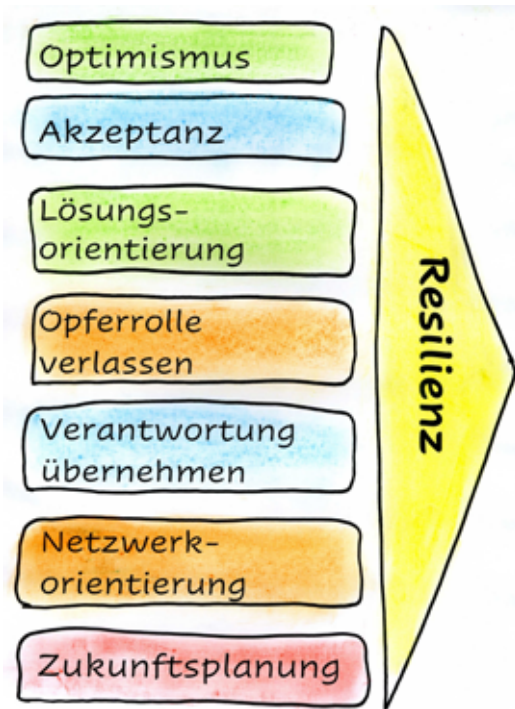
3. Wie Biografiearbeit hilft

Biografiearbeit hilft, Fragen zu klären und das Selbstwertgefühl zu stärken. Sie ermöglicht dem Kind oder Jugendlichen einen Zugang zu seiner Lebensgeschichte und das Entwickeln von Zukunftsaussichten.

»Biografiearbeit gibt Kindern eine strukturierte und verständliche Möglichkeit, über sich selbst zu reden. Sie kann Klarheit schaffen, wo es bedenkliche und idealisierte Fantasien gibt. Einmal fertiggestellt, existiert eine Aufzeichnung, in der das Kind jederzeit nachschlagen kann und mit seiner Erlaubnis auch die Personen, die für es sorgen, vor allem in einer Krise« (Ryan/Walker 2004, S. 15).

Kinder in der Jugendhilfe waren vor und nach ihrer Geburt oft vielen Risiken ausgesetzt. Biografiearbeit ist resilienzfördernd. Sie trägt dazu bei, Kinder zu befähigen, ihr Leben zu meistern und auch schwierige Lebensbedingungen als dazugehörig zu akzeptieren.

Rampe (2005, S. 14 ff.) nennt sieben Säulen der Resilienz (siehe Abbildung 1). Diese Faktoren können durch Biografiearbeit gefördert werden, indem etwa mit dem Kind oder Jugendlichen an den eigenen Stärken und Ressourcen gearbeitet wird oder eine neue Sichtweise auf die Lebensgeschichte ermöglicht wird. Hinzu kommt die Wertschätzung durch einen Erwachsenen, der sich die Zeit für die Biografiearbeit mit dem Kind nimmt.



Die sieben Säulen der Resilienz, nach Rampe 2005. Zeichnung: B. Lattschar

4. Schwierige Wahrheiten thematisieren

Eine Herausforderung in der Biografiearbeit ist es, sogenannte »schwierige Wahrheiten« zu thematisieren. Damit sind Aspekte in der Biografie des Kindes oder Jugendlichen und seiner Familie gemeint, die für die betroffenen Erwachsenen schwer zu erklären sind, wie etwa Misshandlung, Missbrauch, Suchterkrankungen oder eine psychische Erkrankung der Eltern, Suizid, Gewalt in der Familie, Inhaftierung und anderes mehr. Auch unter Fachkräften gibt es sehr unterschiedliche Ansichten darüber, was ein Kind oder junger Mensch wissen und was man ihm besser vorenthalten sollte.

Wird ein junger Mensch über entscheidende Ereignisse in seinem Leben nicht informiert, kann das dazu führen, dass er sich schuldig und verantwortlich für die Ereignisse fühlt (vgl. Imber-Black 2000). Erfährt er ein Familiengeheimnis zufällig,

traut er sich möglicherweise nicht, nachzufragen, und bleibt mit seinem Unverständnis allein. In der Biografiearbeit sollen belastende Themen offen benannt und damit dem Betreffenden die Chance gegeben werden, sie zu verstehen und zu verarbeiten. Aus traumapädagogischer Sicht könnte man sagen: Es geht darum, die Lebensgeschichte handhabbar zu machen.

5. Biografiearbeit hilft, mit Eltern ins Gespräch und auf Augenhöhe zu kommen

Manchmal wollen Eltern Fachkräften (Familien-) Geheimnisse anvertrauen, die diese aber nicht dem Kind weitersagen sollen. Bei der Biografiearbeit ist eine Haltung der Offenheit jedoch unumgänglich. Das bedeutet, sich in einer solchen Situation klar zu positionieren. Oft ist das sogar ein wesentlicher Teil der Biografiearbeit: sich darüber auszutauschen, welche Dynamik Geheimnisse entwickeln können und dass ein (unbeabsichtigt) gelüftetes Tabu Vertrauensbrüche auslösen kann. Es kann Eltern eine Last nehmen, jemanden an der Seite zu haben, der hilft, schwierige Wahrheiten in Worte zu fassen und zu erklären. Natürlich braucht es ein sensibles Vorgehen, um die Gefühle und auch die Rechte der Eltern zu wahren.

Biografiearbeit kann dazu beitragen, ein Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Fachkraft aufzubauen. Denn auch hier ist ein aufrichtiges Interesse an der anderen Person unerlässlich. Statt Informationen abzufragen, wie Eltern es an anderen Stellen oft erleben, können sie ins Erzählen kommen und ihr eigenes Narrativ entfalten.

6. Wenn Kinder nicht fragen – und warum sie nicht fragen

Wann ist der richtige Zeitpunkt und Anlass, um Biografiearbeit zu machen? Immer wieder erlebe ich Fachkräfte, Pflegeeltern, Adoptiv- oder

auch leibliche Eltern, die sagen: »Mein Kind fragt nicht. Müsste die Initiative, die eigene Herkunft zu entdecken, nicht von ihm selbst kommen?« Meine Antwort: Es ist nicht die Aufgabe der Kinder, explizit zu fragen. Das Kind im Eingangsbeispiel fragt auch nicht nach der Kiste mit Fotos, sondern die steht selbstverständlich im Wohnzimmer der Familie.

Viele Kinder fragen tatsächlich nicht. Kleine Kinder nehmen die Dinge hin, wie sie sind. Wenn Erinnerungen an die Herkunftsfamilie nicht sprachlich abgespeichert sind, können sie gar nicht danach fragen. Größere Kinder fragen manchmal nicht aus Angst, die Antwort könnte schlimm sein, aus Scham oder Unsicherheit oder um die Erwachsenen zu schonen, also aus Loyalität.

Oft beginnen Menschen sich mit schwierigen oder tiefer gehenden biografischen Aspekten auseinanderzusetzen, wenn sie in eine neue Lebensphase übergehen: beim Auszug aus dem Elternhaus, bei der Familiengründung oder wenn die Eltern sterben. Peter Kühn, Adoptionsforscher aus Dresden, interpretiert dies als unbewusste Loyalität den Eltern gegenüber, deren Grenzen oder Gefühle das Kind nicht verletzen will. Viele (erwachsene) Adoptierte begeben sich deshalb erst auf Spurensuche, wenn sie aus dem Elternhaus ausgezogen oder die Adoptiveltern verstorben sind. Kinder spüren: Darf ich Fragen stellen – oder ist Mama dann traurig? (vgl. Kühn 2015).

Es liegt in der Verantwortung der Erwachsenen, biografische Themen von sich aus anzusprechen und dadurch zu signalisieren: Mit mir kannst du darüber sprechen, ich halte das aus und ich gebe dir ehrliche Antworten. Kinder können schwere Fakten des Lebens als gegeben hinnehmen, wenn sie von Erwachsenen dabei unterstützt werden. Es ist für die meisten Kinder eine Erleichterung, wenn sie Ereignisse verstehen und einordnen können und offene Fragen beantwortet werden.

Möchten Jugendliche nicht über das eigene Le-

ben und die eigenen Erfahrungen sprechen, muss dies unbedingt respektiert werden. Vielleicht muss das Vertrauen noch wachsen. Die Bezugsperson/Fachkraft sollte das Thema aber im Blick behalten.

7. Gibt es ein »richtiges Alter« für Biografiearbeit?

Die Jugendzeit ist nicht der ideale Startpunkt für Biografiearbeit, weil in dieser Lebensphase andere Themen wie Autonomie und Abgrenzung im Vordergrund stehen. Deshalb gilt: Je früher die Biografiearbeit beginnt, desto besser. Kinder sollten von Anfang an über die wichtigen Aspekte ihres Lebens Bescheid wissen (siehe oben). Das kann ganz beiläufig und selbstverständlich geschehen. Hilfreich dabei ist es, wenn Sachverhalte veranschaulicht werden: Ein Foto der Mutter oder des Vaters kann in einer Schatzkiste liegen und zum Erzählen anregen. Eine Kerze für die leiblichen Eltern kann am Geburtstag des Kindes als erstes Licht angezündet werden, vielleicht mit einem Dank an die leiblichen Eltern, die dem Kind das Leben gegeben haben (vgl. Wiemann/Lattschar 2019, S. 40). Eine geschriebene Geschichte – für kleinere Kinder in Form eines Bilderbuchs, für größere als Lebensbrief, der im Lebensbuch abgeheftet werden kann – ermöglicht es dem Kind, sich eigenständig damit zu befassen, ohne Fragen stellen zu müssen.

Ein Lebensbrief ist ein umfassendes Dokument über wichtige, oft schmerzliche Lebensereignisse wie beispielsweise die Entscheidung einer Mutter, das Kind in einer Pflegefamilie aufwachsen zu lassen (vgl. Lattschar/Wiemann 2018, S. 174 ff.). Er enthält eine sachliche Erklärung, warum welche Ereignisse passiert sind, wer die Verantwortung dafür trägt und wie sich die Situation in der Gegenwart und Zukunft gestaltet. Um einen solchen Lebensbrief kindgerecht zu verfassen, benötigen Bezugspersonen oder Fachkräfte in der Regel fachliche Unterstützung. Die Leitfrage für einen solchen Text lautet: Was möchte

ich erklären? Diese Erklärung wird kindgerecht formuliert und soll mit einem guten Schluss und guten Wünschen enden.

Im Falle des Pflegekindes Max, der wissen wollte, warum er in einer Pflegefamilie lebt, habe ich mit der leiblichen Mutter einen solchen Brief verfasst. Der nötige Kontext dazu war zunächst ihre eigene Biografie: Wie war ihre Kindheit? Wie war es, als sie schwanger und schließlich Mutter wurde? Was sind die Gründe für die Unterbringung des Kindes in einer Pflegefamilie (Suchterkrankung der Mutter). Gemeinsam suchten wir Formulierungen, die authentisch für die Mutter und gleichzeitig gut verständlich für Max sind (ausführlicher dazu Wiemann/Lattschar 2019, S. 44 ff.)

Der Lebensbrief beginnt mit einer Einleitung:

»Lieber Max, ich schreibe dir diesen Brief, weil ich dir erklären möchte, warum du in einer Pflegefamilie lebst und nicht bei mir leben kannst.«

Ein Teil des Briefes ist die Beschreibung ihrer eigenen Lebensgeschichte, damit Max verstehen kann, wie seine Mutter so geworden ist, wie er sie heute erlebt, immer mit dem Fokus darauf, Max nicht zu viel zuzumuten. Ein weiterer Teil der Geschichte handelt von der Beziehung mit Max' Vater und der Zeit, als Max auf die Welt kam. Der Vater, der mittlerweile gestorben ist, wird beschrieben und Ähnlichkeiten mit Max werden ihm aufgezeigt.

»Deine blonden Haare und deine Locken hast du von deinem Papa. Und auch, dass du so sportlich bist.«

Die Suchterkrankung der Mutter wird folgendermaßen erklärt:

»Ich habe dann angefangen, Drogen zu nehmen. Das sind Stoffe, mit denen man sich eine Zeit lang ganz prima fühlt, man ist immer

wach und kann Party machen. Aber irgendwann lässt die Wirkung nach und es geht einem ganz elend. Dann will man wieder neue Drogen, um sich gut zu fühlen, und man wird schließlich abhängig davon. Das bedeutet, man kann nicht mehr ohne die Drogen leben. Die Droge bestimmt das Leben, ob man genug davon hat oder nicht. Es ist eine Krankheit und es ist schwer, davon loszukommen. Ich bin im Moment clean, so heißt das, wenn man keine Drogen nimmt. Aber es ist jeden Tag ein neuer Kampf.«

Der Brief geht weiter mit der Schilderung, wie Max in die Pflegefamilie kam. Die Mutter entschuldigt sich für die Zeit, in der es Max nicht gut ging:

»Das, was ich getan habe, war falsch und es tut mir sehr leid, dass ich mich damals nicht gut um dich gekümmert habe.«

Die Entscheidung, dass Max in eine Pflegefamilie kommt, hat sie selbst getroffen und dies wird folgendermaßen in Worte gefasst:

»Ich habe gemerkt, dass ich es selbst nicht schaffe, mich so um dich zu kümmern, wie es ein kleines Kind braucht. Deshalb habe ich entschieden, dass du in einer Pflegefamilie leben sollst.«

Zum Schluss entlastet die Mutter Max in seinem Loyalitätskonflikt und gibt ihm die Erlaubnis, sich an die Pflegefamilie zu binden. Sie schreibt:

»Ich bin Klaus und Anne sehr dankbar, dass sie dir ein neues Zuhause geben. Und ich freue mich, dass es dir dort gut geht. Du sollst dort leben, bis du groß bist, und ich versuche, dich regelmäßig zu besuchen. Ich habe dich sehr lieb! Deine Mama.«

Das Schreiben des Briefes ist ein Prozess, der auch für die Mutter Klärung bringt und sie entlastet. Meine Aufgabe dabei ist es, für Klarheit bezüg-

lich der Gründe der Unterbringung zu sorgen und wichtige Botschaften für Max in Worte zu fassen wie etwa Schuldentlastung, Bindungserlaubnis, Loyalitätskonfliktentlastung. Max kann den Brief immer wieder lesen, sich rückversichern und Fragen stellen. Und auch Max' Pfielgeltern haben nun konkrete Worte, die festgehalten sind und mit denen sie sich an die Lebensthemen von Max wagen können. Das gibt Sicherheit und eine gute Grundlage für weitere vertrauensvolle Gespräche zwischen Eltern und Kind. Und darin liegt ein großer Gewinn.

8. Zum Schluss

Jedes fremdplatzierte Kind sollte über die grundlegenden Aspekte in seinem Leben Bescheid wissen. Es sollte wissen, warum es nicht bei den leiblichen Eltern leben kann, ob es Geschwister hat, wo diese leben und wie seine Zukunft aussieht. Dafür braucht es sprachfähige Erwachsene, die ihm helfen, seine Lebenserzählung zu entwickeln.

Durch Biografiearbeit können Kinder und Jugendliche Klarheit über sich und ihre Lebenszusammenhänge bekommen und ihre Lebenssituation besser einordnen und annehmen. Schwierige Sachverhalte werden in Worte gefasst und handhabbar gemacht, die Ressourcen des Kindes gezielt gesucht und beleuchtet. Das verändert den Blick auf das eigene Ich.

Darüber hinaus kann Biografiearbeit unterstützend dazu beitragen, Wünsche, Erwartungen und Fragen des Kindes oder Jugendlichen herauszufinden, und ist somit in hohem Maße partizipativ. Es wäre ein wundervolles Ergebnis für die jungen Menschen, wenn sie sagen können: »Ich selbst bin Autor:in meiner Geschichte!«

Literatur

Imber-Black, E. (2000): Die Macht des Schweigens. Geheimnisse in der Familie. München: dtv

Keupp, H. / Ahbe, T. / Gmür, W. / Höfer, R. / Mitzscherlich, B. / Kraus, W. / Sraus, F. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek: Rowohlt

Kühn, P. G. (2015): Zukunft wächst aus Herkunft. Adoptierte suchen ihre Wurzeln – die biografische Aneignung der Adoptionsgeschichte. Stuttgart: ibidem

Lattschar, B. / Wiemann, I. (2018): Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte. Grundlagen und Praxis der Biografiearbeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa

Maercker, A. / Forstmeier, S. (Hrsg.) (2013): Der Lebensrückblick in Therapie und Beratung. Berlin/Heidelberg: Springer

Rampe, M. (2005): Der R-Faktor: Das Geheimnis unserer inneren Stärke. Frankfurt am Main: Eichborn

Ryan, T. / Walker, R. (2007): Wo gehöre ich hin? Biografiearbeit mit Kindern und Jugendlichen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa

Wiemann, I. (2011): »Was kann bei so einem Papa schon aus mir werden?« Über die Identitätsentwicklung von Pflegekindern. In: Netz, 3/2011, Zürich

Wiemann, I. / Lattschar, B. (2019): Schwierige Lebensthemen für Kinder in leicht verständliche Worte fassen. Schreibwerkstatt Biografiearbeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa

| | |
|--|---|
| <p><i>Birgit Lattschar</i> Diplom-Pädagogin, Systemische Supervisorin (SG) Beratung, Fortbildung, Supervision Kirchenstr. 10 67273 Dackenheim post@birgit-lattschar.de www.birgit-lattschar.de</p> |  |
|--|---|

1 Erstveröffentlichung in *Forum Sozial* 3/2022, veränderte Fassung